Nr. 469. XXXI. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Montag 15. September 1902.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

Chamberlain und die Burengenerale.

(Von unserem Korrespondenten.)

ß London, 12. September.

Die aus dem Blaubuche über die Verhandlungen Chamberlains mit den drei Burengenerälen Botha, Delarey und Dewet veröffentlichten Zeitungsauszüge boten ein sehr unvollkommenes Bild der wirklichen Vorgänge, und man gewann den Eindruck, als ob die Generäle wirklich die anmaßende Absicht gehabt hätten, die Friedensverhandlungen wieder zu eröffnen. Jetzt, wo wir das Blaubuch selbst vor uns haben, sieht die Sache ganz anders aus: die arroganten Forderer von gestern erscheinen heute als demüthig Bittende, und man begreift nicht, wie Chamberlain die Diskussion dieser Petitionen ablehnen konnte.

„Als wir uns entschlossen," so schreiben die Generäle, „nachdem Chamberlain erklärt hatte, auf eine Diskussion der von ihnen angeregten elf Punkte nicht eingehen zu können, die Unterwerfungsbedingungen anzunehmen, verließen wir uns auf die uns von Lord Milner und Lord Kitchener gegebenen Versicherungen, daß man uns nicht daran hindern würde, als Unterthanen von Seiner Majestät oder Seiner Majestät Regierung eine Erwägung aller derjenigen Momente nachzusuchen, die nach unserer Meinung den Interessen, der Wohlfahrt und den Rechten unserer Mitunterthanen in den neuen Kolonien zum Nachtheil gereichen könnten. Ihre Lordschaften erklärten außerdem, daß, wenn es auch über ihre Vollmachten ginge, eine Amnestie, die eine Prärogative der Krone sei, Denen zu gewähren, die für im verflossenen Jahre begangene Akte ihre Strafe verbüßten, sie doch bereit wären, Schritte für die Gewährung der Amnestie zu thun. Wir möchten nunmehr bitten, uns eine Gelegenheit zu gewähren, diese Schritte zu unterstützen."

Die Forderungen nun, die die Buren an die englische Regierung in der Person des Herrn Chamberlain richteten, waren, wie gesagt, keineswegs, wie man hat glauben machen wollen, dazu bestimmt, die zum Abschluß gelangten Vertragsverhandlungen wieder zu eröffnen, sondern es waren einfach Petitionen an die Regierung auf Grund der ihnen gegebenen Versicherung, daß sie bei dieser immer eine gute Stadt und offenes Gehör finden würden. Sie wandten sich an die „clemency" (Gnade) — das Wort wird dreimal in dem Schreiben der Generäle gebraucht — an die Gnade der Regierung und an ihre „justice" — ihre Gerechtigkeit, um die Gewährung gewisser Maßnahmen zu erhalten, die sie für ein schnelleres Wiederaufblühen der Kolonien und ein Zusammenschließen der Rassen für erforderlich hielten. „Wir eignen uns vollständig Eurer Exzellenz Ansichten an," schreiben die Generäle, „daß beide Parteien gleichmäßig durch den Vertrag zur Beendigung der Feindseligkeiten an dessen Abmachungen gebunden sind, und wir wünschen, Ihnen die Versicherung zu geben, daß wir nicht Ihnen als Partei zu begegnen und das Recht zu beanspruchen suchen, den Vertrag zu erneuern oder einen anderen an seine Stelle zu setzen, sondern nur, wie wir schon konstatirt haben, um billiges Gehör und Gnade und Gerechtigkeit zu finden." Und weiter heißt es an anderer Stelle: „Wir suchen nicht, uns Seiner Majestät Regierung in einer Eigenschaft zu nähern, welche wir nicht länger ein Recht haben, in Anspruch zu nehmen." Danach ist es einfach lächerlich, zu behaupten, die Burengenerale hätten den Friedensvertrag umkrempeln wollen.

Nach einer Bitte um Amnestie steht an der Spitze der Petitionen die andere: um eine jährliche Beihilfe oder einmalige Abfindung für die Unterhaltung und die Unterstützung der Wittwen und Waisen der im Kriege gebliebenen Burghers.

Diese Bitte scheint im ersten Augenblick unberechtigt. Eine moralische Verpflichtung, die Wittwen und Waisen des Feindes zu unterstützen, existirte bisher nicht. „Aber einmal handelt es hier nicht um einen Krieg nach Art der anderen," argumentirt ein Oppositionsblatt — der „Morning Leader" — um dann fortzufahren: „Wir entschlossen uns, die Republiken zu vernichten, wir eigneten uns ihre Vermögensbestände — und zwar enorm werthvolle — an, und wir können uns daher nicht weigern, ihre Schulden einzulösen. Wir bezahlen, wie es nicht mehr als recht und billig, den größten Theil ihrer Geldschulden. Aber es kann ebenso gut ins Feld geführt werden, daß die moralischen Verpflichtungen eines Staates gegen die Waisen und Wittwen seiner Soldaten mindestens ebenso heilig sind wie die papiernen Versprechungen, Unternehmer zu bezahlen, die ihn mit Pferden und Futter versorgten."

Und wäre dies auch nicht der Fall, so hätte die politische Klugheit allein Herrn Chamberlain veranlassen sollen, wenigstens auf dieses Gesuch näher einzugehen und so den Generälen ein Mittel aus der Hand zu nehmen, mit dem sie unter dem unschuldigsten Vorwande, eine Agitation durch die ganze Welt aufrecht erhalten können, gegen die die britische Regierung nichts haben kann, und die doch auf Jahre hinaus die Bevölkerung in Südafrika in Athem und Aufregung erhalten wird.

Auch auf Nummer 3 der Petitionen hätte sich Herr Chamberlain sehr gut einlassen können, auf die Gleichheit der holländischen und englischen Sprache in der Schule und vor den Gerichten. Es ist ein alter diplomatischer Grundsatz, zu gewähren, was man nicht hindern kann, daß es von selbst kommt. Dahin gehört auch die Sprachenfrage. Herr Chamberlain hat schon in Malta mit der Sprachenfrage eine Lektion erhalten, die er nicht so bald hätte vergessen sollen. Auch dort mußte er, als er das Englische forciren wollte, ein Loch zurückstecken.

Es sind noch andere Punkte in dieser Speisekarte von Petitionen, die sich zur Diskussion geeignet hätten, und die auch trotz aller Verwahrung Chamberlains, sie in die schließlich gewährte Unterredung aufzunehmen, thatsächlich zur Sprache gekommen sind. So die Frage der Naturalisation der Fremden, die an dem Kriege auf Seite der Buren theilgenommen, eine Angelegenheit, in der die Burengenerale vornehmlich Konzessionen gemacht hätten, denn die Fremden waren ihnen nicht eine Messe werth. Ferner die sofortige Freilassung der Gefangenen, hinsichtlich deren es Herrn Chamberlain gelang, die Generäle zu überzeugen, daß es unmöglich sei, alle auf einmal zu befördern, oder auch Punkt 7: die Wiedereinsetzung der Einwohner in ihre vom Staate konfiszirten oder verkauften Farmen, hinsichtlich deren Herr Chamberlain den Generälen bernhigende Versprechungen machte. Wir sagen, es ist uns nicht recht begreiflich, warum sich Herr Chamberlain gegen die Diskussion der elf Punkte sträubte, wenn er durch strikte Ablehnung einzelner sich ein Heer von Unannehmlichkeiten, um nicht zu sagen Gefahren, geschaffen hat, durch die Ablehnung anderer er aber den Lauf der Dinge nicht aufhalten konnte und hinsichtlich einer dritten Kategorie so wenige Bedenken hatte, daß er sie schließlich doch ruhig in der Unterredung diskutiren ließ und diskutirte. Man kommt da fast auf den Gedanken, als ob er den Buren die Befriedigung nicht gönnen wollte, für ihre Landsleute etwas herausgeschlagen zu haben, und als ob er, indem er das Eine oder das Andere aus der Reihe der aufgestellten Forderungen später freiwillig gewährt, der englischen Regierung das Quantum an Popularität zuwenden will, das sonst den Burengenerälen zugefallen wäre. Wir sagen das nicht ganz ohne Grund. In der Konferenz kam die Rede auf die nach Kapstadt zur Untersuchung und Prüfung der kriegsgerichtlichen Urtheile geschickte Kommission. Herr Chamberlain legte einen besonderen Nachdruck auf seine Erklärung, daß diese Kommission aus eigenem Antriebe, ganz freiwillig, und ohne daß ein Antrag gestellt worden, ernannt worden sei. Es klang fast so, als ob er sagen wollte: „Ihr seht, zu was für Dingen wir noch fähig sind." Aber auch: „Wir machen selber in Südafrika in Popularität." Nun, wir wünschen den Buren in Afrika, daß sie Herrn Chamberlain in der von uns in ihm etwas leichtfertig vorausgesetzten Geberlaune finden mögen; dann gönnen wir dem guten Jos von Herzen die daraus erwachsende Popularität. Kaum wieder gutzumachen bleibt freilich, daß er den Burengenerälen in der Wittwen- und Waisenangelegenheit in die Falle gegangen ist.

* * *

Johannesburg, 14. September. (W. T. B.) (Meldung des „Reuterschen Büreaus".) Unter den **Pferden** und dem **Rindvieh** ist die **Rotzkrankheit** ausgebrochen und hat einen sehr heftigen Grad angenommen. Der städtische Thierarzt ist der Ansicht, daß drei Jahre nothwendig sein werden, um die Krankheit in Transvaal auszurotten, er fürchtet, die Krankheit habe sich im Lande eingenistet und werde die Farmer im Anbau des Landes behindern.

* * *

ß London, 15. September. (Privat-Telegramm.) Die **Entwaffnung** der **Eingeborenen** in **Transvaal** vollzieht sich nach einer Meldung der Morningpost ohne Schwierigkeit.

---

* „Legalität, nicht Loyalität" soll nach Herrn v. Mycielski auf Kobylepole in Posen fortan die Losung der **preußischen Polen** sein. Ein Privat-Telegramm aus Posen berichtet uns:

Galizische Blätter hatten geschrieben, daß infolge der Posener Rede des Kaisers unter den Polen die Absicht aufgetaucht sei, sich wieder der preußischen Regierung zu nähern. An der Spitze dieser neuen Versöhnungspolitik stände eine Anzahl polnischer Großgrundbesitzer. Herr Joseph v. Mycielski auf Kobylepole tritt nun im „Kuryer Poznanski" diesen Bestrebungen, von deren Vorhandensein er nichts wisse, entgegen und meint, daß die richtige Devise der Polen sei: „Legalität, aber nicht Loyalität!"

Einstweilen wäre das deutsche Volk schon recht zufrieden, wenn die Polen sich zu diesem Grundsatz bekennten. Mehr als Legalität verlangt man von ihnen nicht. Legalität heißt Anerkennung des Staatsgesetze, also zum Beispiel auch jenes Paragraphen im Strafgesetzbuch, der von der Strafbarkeit aller Versuche, einen Theil deutschen Staatsgebietes von dem Staatsganzen loszureißen, handelt.

Eine interessante galizisch-polnische Preßäußerung übermittelt uns ein Privat-Telegramm unseres O-Korrespondenten aus Lemberg:

Die Lemberger „Gazeta Narodowa" mahnt eindringlichst von den beabsichtigten Protestkundgebungen gegen den Führer der Polenpartei im deutschen Reichstage, Fürsten Ferdinand Radziwill, wegen dessen Betheiligung an den Posener Kaisertagen, ab. Das Polenblatt fügt hinzu, der Fürst habe das polnisch-nationale Banner stets hochgehalten und werde sein Vorgehen sicherlich vor der Polenpartei rechtfertigen.

Es wäre interessant, wenn man über diese Rechtfertigung seinerzeit etwas Näheres erführe.

* * *

Die Sensationsnachricht eines hiesigen Lokalblattes, man habe unter der Tribüne am ehemaligen „Berliner Thor" in Posen, vor der die Vertreter der Stadt das Kaiserpaar bei seinem Einzuge in die Stadt Posen am 2. September empfingen, „Pulver" und „Kugeln" gefunden, hat in Posen unliebsames Aufsehen erregt. Wie man uns schreibt, hat es sich hier um ein zufälliges Vorkommniß harmloserer Art gehandelt. Bei einem der Löcher, die durch Einrammen eines Pfahles bei dem Tribünenbau entstanden, fand man Schrotkügelchen, die einem Elektrotechniker, die er bei seiner Arbeit brauchte, entfallen waren. Von Pulver oder dergleichen war keine Rede. Das ist alles, und angesichts dessen wird von „Vorbereitungen zu einem Attentat" gefabelt.

---

* Während die zu den deutschen Kaisermanövern in Posen entsandten englischen Berichterstatter ihr Hirn zermarterten, um durch allerlei sensationelle Erfindungen die polnische Frage als ein Seitenstück der **irischen Frage** hinzustellen, fand in Dublin ein Vorgang statt, welcher den Unterschied doch schlagend demonstrirt. Im **Phönixpark** in **Dublin** fand gestern eine **Massenversammlung** statt, in welcher der Lordmayor den Vorsitz führte, und an welcher 20,000 Einwohner theilnahmen. In derselben wurde eine Resolution angenommen, durch welche mit Entrüstung die Beleidigung und der Schimpf, welche der Stadt durch die gegen die Vereinsfreiheit gerichtete Proklamirung der Crimes Act

---

Cecilia.

Oper in vier Aufzügen von Giacomo Orefice, nach dem Drama von Pietro Cossa.

Uraufführung im Teatro Verdi in Vicenza.

(Nachdruck verboten.) **Vicenza,** im September.

Als ich am Nachmittag in Vicenza ankam, erfuhr ich, daß der nächste Zug nach Treviso erst in zwei Stunden gehe, — das findet man in Italien sehr häufig, daß Einem der Fahrplan in liebenswürdigster Weise zwei bis drei Stunden Zeit läßt, sich das alte Nest anzusehen, ehe man weiter kann. Doch schließlich, was thut's, verloren ist die Zeit meist nicht, denn es giebt fast kein Städtchen, in dem nicht ein berühmtes Bild, eine bemerkenswerthe Kirche oder ein schöner Palazzo zu sehen ist. Ich schlendere also vom Bahnhof die sonnige Straße in die Stadt, und wie ich durch den kühlen Bogen des uralten Thores gehe, fällt mein Blick auf ein Riesenplakat: „Cecilia, neueste Oper von Orefice, erste Aufführung heute Abend 20½ Uhr." Interessirt sehe ich mir den Zettel an, da sehe ich unten groß angeschrieben: „Dirigent Arturo Vigna" — der famose, temperamentvolle Leiter der Verdi-Festspiele, welche dieses Frühjahr bei Kroll so stürmischen Beifall fanden. Rasch war mein Entschluß gefaßt; ich verzichtete auf die Möglichkeit, noch am Abend in Treviso zu sein, holte mir ein Billet zur Premiere und hatte dann noch das Vergnügen, im Garten des Hotel Roma mit Herrn Vigna Mittag zu essen. Er schien des Erfolges sicher zu sein und rühmte mir lebhaft die großen Schönheiten der Partitur. Als ich am Abend meinen Platz aufsuchte, empfing mich in dem hübschen Theater ein ohrenbetäubender Lärm.

Das Publikum, darunter sehr viel „Fremde" aus Verona, Treviso, Padua, Venedig und Gutsbesitzer vom Lande, die Damen in großer Toilette, die Herren im schwarzen Gehrock, unterhielt sich in echt südländischer lauter Ungenirtheit; im Orchester übte Jeder noch eine schwierige Passage fortissimo, und dazwischen riefen die Zeitungsbengels die Abendblätter aus mit ebenso ungeschwächter Lungenkraft wie auf der Straße. Kurzum, ein Höllenspektakel. Aber auch sonst findet der wohldressirte Nordländer in den Theatern Italiens so manches, das ihm neu und fremdartig erscheint. So ist das Orchester zum Beispiel ebenso hoch placirt wie das Parket und von diesem durch keinerlei Schranken — nicht einmal die historische rothe Schnur — getrennt, sodaß Zuspätkommende sich an den Geigenpulten vorbeiwinden müssen, um nicht etwa unversehens einem der Geiger die Fiedel aus dem Bogen zu reißen. Dafür thront der Dirigent auf einem so hohen Sitz, daß er immer in Lebensgröße zwischen den Sängern auf der Bühne erscheint.

Pünkt ½9 schwingt sich Vigna auf seinen Sitz, eine plötzliche Todtenstille weicht dem Lärmen; er erhebt den Taktstock, und das „Preludio sinfonico" beginnt. Venezia nel cinquecento malt Orefice in diesem Vorspiel: die Republik, die Blüthe Italiens, in ihrer glorreichsten Zeit, die von ihrer eigenen Schönheit trunkene goldene Zeit der Renaissance, die Zeit eines Tizian, da die Menschheit noch Freude am Schönen hatte und die Kunst echt war, weil sie schön war, und Orefice malt sie in herrlichen, prunkvollen Farben. Man meint, das Bild der ewig schönen Märchenstadt vor sich auftauchen zu sehen, und jubelnd möchte man mit einstimmen in diesen gewaltigen Hymnus auf „Venezia la bella." Auf eine jauchzende emporstürmende Geigenfigur antwortet eine Fanfare der Blechbläser auf der Bühne; sieghaft baut sich das Motiv in die Höhe, auf das ein breiter Gesang des vollen Orchesters folgt, das hier marschartig gehaltene Liebesmotiv.

Nach der Wiederholung der Fanfaren leitet die Orgel wieder zu dem Hauptthema zurück, das, diesmal etwas duftiger gehalten, so recht den Märchenglanz und die triumphirende Schönheit Venedigs malt. Sachte sinkend, lösen sich die Harmonien in eine weiche lyrische Melodie auf, an die sich eine Barcarole in langsamstem Tempo angliedert; dieses Stück, sehr einfach in Terzengängen der Holzbläser über einer Pizzicatobegleitung der Streicher aufgebaut, ist von eigenartigem Stimmungsreiz undgroßer Klangschönheit. Ein großes Crescendo in synkopirtem Rhythmus, ein unruhiges Vorwärtsdrängen, aus dem wieder jubelnd die Fanfaren zur breiten Wiederholung des Hauptthemas — volles Orchester — überleiten. Gleich nach dem Vorspiel erhebt sich ein solcher Jubel, und das Publikum ruft so lange „bis", bis Vigna von der Barcarole an wiederholt.

Der erste Akt führt uns in die Osteria del Pelegrino am Markusplatz zur Zeit des Karnevals. Gleich die erste Szene zwischen Tiziano Vecelli und Albrecht Dürer legt Letzterem ein begeistertes Lob über die Schönheit Venedigs in den Mund; er preist die Anregung zu neuem Schaffen, die er in dieser gastfreundlichen Kunststadt gefunden, und als drei Masken kommen, deren eine, Giulia, in einem ausgelassenen Liede die Leichtlebigkeit Venedigs preist, entspinnt sich zwischen ihr und Dürer, der sie malen will, ein scherzhaftes Wortgefecht, das durch den Eintritt Giorgio Barbarellis (bekannter unter dem Namen Giorgione) unterbrochen wird. In dem nun folgenden Monolog Barbarellis gedenkt auch er der Anregung zu seinem Schaffen, der Läuterung seiner Kunst, die er hier gefunden. Warm und ehrlich wie die Worte aus seinem Herzen so quellen auch die Töne aus Orefices Musik, und ihre Schönheit steigert sich noch in der folgenden Szene zwischen Barbarelli und seiner Geliebten Cecilia. Breit und ruhig gehalten diese Liebesszene, nur von einzelnen Momenten leidenschaftlichen Aufflammens unterbrochen. Nachdem Barbarelli gangen, will auch Cecilia wieder nach Hause schleichen,